Patricia Büttiker

Nacht ohne Ufer

Roman

edition bücherlese

eb⋯

Patricia Büttiker

Nacht ohne Ufer

Roman

edition bücherlese

Leise öffnete sich die Tür.

Gloria kam herein. Sie ging zum Stuhl und hängte ihre Handtasche über die Rücklehne. Sie schob den Stuhl ans Bett der Mutter, setzte sich und legte die Arme auf das Gitter.

Esther stieg der Geruch von Zigarettenrauch in die Nase. Sie blickte auf den Rand des Bettes, an dem sie saß, und verstand nicht, weshalb es nicht auch auf ihrer Bettseite ein Gitter gab.

Alles in Ordnung?, fragte Gloria.

Ich muss aufs Klo, sagte Esther, ohne die Frage der Schwester zu beantworten.

Sie stand auf, verließ das Zimmer. Sie ging den schwach beleuchteten Flur entlang, ihre Schuhe klackten. Durch einen Türspalt fiel Licht. Sie hörte ein Stöhnen und die sanfte Stimme einer Frau.

Im Fenster am Ende des Flurs erblickte sie ihr Spiegelbild. Draußen war es dunkle Nacht. Anders als sonst fand sie jetzt nichts an sich auszusetzen.

Beim Öffnen quietschte die Toilettentür.

Das Licht ging an, sie kniff die Augen zusammen. In der hintersten Kabine schloss sie sich ein. Sie knöpfte die Hose auf und setzte sich.

Esther spülte, putzte das Klo, spülte, wusch sich mit viel Seife die Hände, zerknüllte das Papier und drückte mit dem Fuß das Pedal des Abfalleimers.

Sie eilte ins Zimmer zurück, ließ sich auf den Stuhl fallen und holte tief Luft.

Der von dünnen Lippen umrahmte Mund der Mutter war noch immer offen. Er führte in einen dunklen Innenraum.

Esther schaute an Gloria vorbei zum Waschbecken, an der grob verputzten Wand entlang zu einem an der Wand befestigten Gerät mit einer geringelten Schnur. Dann blickte sie wieder ins Gesicht der Mutter.

Ein Stück weiter unten hob und senkte sich der Brustkorb kaum merklich.

Esther bemerkte den Feuermelder an der Decke.

Unvermittelt ging ihr Blick wieder zum offenen Mund. Er schien die dunkelste Stelle im Zimmer zu sein.

Gestern war die Krankenschwester ins Zimmer gekommen und hatte am Infusionsständer einen Beutel ausgewechselt. Sie bat Gloria und Esther, kurz mit ihr hinauszukommen. Es werde nicht mehr lange dauern, sagte sie, man habe die künstliche Flüssigkeitszufuhr abgestellt. Der Sterbeprozess werde so nicht unnötig verlängert. Die Tür des Zimmers nebenan ging auf, Sonnenlicht fiel in den düsteren Flur. Ein alter Mann mit zittrigen Beinen, der einen Infusionsständer vor sich herschob, kam heraus. Sie komme gleich, rief die Krankenschwester. Über die Nachricht sei sie nicht unfroh, sagte Esther. Die Ungewissheit sei endlich zu Ende. Gloria und die Krankenschwester warfen sich einen Blick zu.

Später kam die Krankenschwester nochmals ins Zimmer. Sie trat ans Bett und befeuchtete die Lippen der

Mutter mit einem nassen Lappen. Sie legte ihr die Hand auf die Stirn. Abwechselnd blickte sie zu Gloria und Esther. Auch ein Mensch in Agonie nehme seine Umgebung wahr, sagte sie, insbesondere Berührungen. Es sei wichtig, sterbende Menschen anzufassen. Sie strich der Mutter über die Stirn. Das sei ein schönes Wort, sagte Esther. Von welchem Wort sie rede, fragte die Krankenschwester. Agonie, sagte Esther. Sie wusste nicht, was das Wort bedeutet. Agonie bedeute Todeskampf, sagte die Krankenschwester, als habe sie Esthers Gedanken erraten. Sie stand auf und ging aus dem Zimmer. Ob sie glaube, dass ein sterbender Mensch Berührungen tatsächlich wahrnehme, fragte Esther. Sie denke schon, sagte Gloria.

Die Arme zwischen die Gitterstäbe geschoben, lagen Glorias Hände auf dem Arm der Mutter. Die Finger mit den rot lackierten Nägeln waren lang und dünn.

Weshalb gibt es nur auf deiner Seite ein Gitter?, fragte Esther. Mutter kann doch auch hier herausfallen.

Gloria sah auf. Die Augen schienen tief in den Höhlen zu liegen, doch so genau sah Esther ihre Schwester im trüben Licht des Zimmers nicht.

Vielleicht fallen Menschen eher auf der rechten Seite aus dem Bett, sagte sie.

Warum sollten sie das?, fragte Esther.

Weil die meisten Rechtshänder sind.

Und was ist mit den Linkshändern?

Die bekommen eben links ein Gitter.

Du meinst, sie müssen beim Eintritt ins Krankenhaus sagen, mit welcher Hand sie schreiben?

Wer weiß, sagte Gloria.

Esthers Blick wurde von den rot lackierten Fingernägeln angezogen.

Vor zwei Tagen war Esther angekommen. Den Lederkoffer in der Hand eilte sie zum Krankenhaus, an einem mit Margeriten bewachsenen Hügel vorbei. Sie fragte die Frau hinter der Glasscheibe nach der Zimmernummer der Mutter. Die Frau legte den Stempel beiseite und blätterte in einem zerfledderten Heft. Fünfhundertsechs, sagte sie und fuhr fort, Karteikarten zu stempeln. Esther ging die Treppe hoch, nahm zwei Stufen auf einmal. Sie klopfte und drückte langsam die Türklinke herunter. Abgestandene Luft schlug ihr entgegen, sie atmete durch den Mund. Gloria kam auf sie zu. Sie hätten sich lange nicht gesehen. Ja, sagte Esther. Sie gaben sich die Hand. Esther ging zur Mutter und küsste sie auf die Wange. Hallo Mum. Die Mutter könne nicht mehr reden, sagte Gloria. Esther schaute sie erschrocken an.

Sie setzten sich ans offene Fenster, die Sonne schien herein. Esther fielen die schönen, dunkel gelockten Haare der Schwester auf. Sie habe auf der Bahnfahrt einen Fuchs gesehen, sagte sie, und beim Umsteigen beinahe den falschen Zug erwischt. Sie sei mit dem Bus gekommen, sagte Gloria und drehte den Kopf zur Mutter. Das Sonnenlicht wurde schwächer und die Schatten weicher.

Die Locken verloren ihren Glanz. Wann sie sich zuletzt gesehen hätten, fragte Gloria und drehte den Kopf wieder zu Esther. Sie wisse es nicht mehr so genau, sagte Esther, erinnere sich nur noch, dass sie, vom See kommend, Gloria in einem Bikini auf einer Wiese habe sitzen gesehen. Gloria runzelte die Stirn. Die Sonne schien wieder mit voller Kraft, leuchtete das Zimmer bis in den hintersten Winkel aus.

Und was ist mit den Leuten, die mit beiden Händen schreiben?, fragte Esther.

Die bekommen auf beiden Seiten ein Gitter, sagte Gloria. Obschon …, die gibt es nicht.

Gloria nahm die Hände kurz vom Arm der Mutter und legte sie etwas höher wieder hin.

Ich hatte mal einen Lehrer, der mit beiden Händen schreiben konnte, sagte Esther. Die Schrift unterschied sich kaum.

Das ist unmöglich, sagte Gloria.

Dann ist es eben unmöglich, sagte Esther und hörte den Trotz in ihrer Stimme.

Gloria verschob die Hände noch höher, als sei es ihr an der Stelle zu heiß geworden.

Die Mutter stöhnte leise. Rasch warf Esther einen Blick auf den Brustkorb.

Die Mutter bewegte ihre Beine, die spitzen Knie zeichneten sich unter der Bettdecke ab.

Sie ist kleiner geworden, sagte Esther.

Kleiner?, fragte Gloria und zog die Hände vom Arm der Mutter weg. Das kann nicht sein.

Esther wunderte sich, dass die Schwester ihre Bemerkung abermals infrage stellte.

Möchtest du einen Kaffee?, fragte Gloria.

Ja gerne, sagte Esther.

Gloria nahm die Handtasche und ging leise aus dem Zimmer.

Sie kam zurück, einen Becher in jeder Hand. Mit der Schulter stieß sie die Tür zu, und wieder stieg Esther Zigarettenrauch in die Nase.

Gloria reichte ihr den Becher, ging zu ihrem Stuhl, setzte sich und schlug die Beine übereinander. Schlürfend trank sie den Kaffee.

Esther blies in die leicht dampfende Brühe und nahm einen Schluck. Der Kaffee schmeckte bitter.

Gloria streckte die Beine aus und zerdrückte gedankenverloren den Becher.

Was meinst du, wie lange wird es noch dauern?, fragte Esther und blickte zur Mutter, dann, als habe sie mit ihrer Frage etwas Unerhörtes gesagt, zu Boden. Er war grauschwarz gemustert.

Ich weiß es nicht, hörte sie Gloria sagen.

Esther schob den Ärmel des Pullovers zurück. Die Uhr zeigte Viertel nach zwei.

Gestern, nachdem die Krankenschwester nochmals ins Zimmer gekommen war, war Esther mit dem Bus zu einer

Freundin der Mutter gefahren. Im Gästezimmer schlief sie ein paar Stunden. Ihre Mutter sei eine liebenswürdige Person gewesen, sagte die Freundin beim anschließenden Essen. Die Worte trafen Esther, es fiel ihr schwer, weiter zu essen. Sie fuhr zum Krankenhaus zurück, den See entlang, an goldgelben Kornfeldern vorbei. Sie eilte die Treppe hoch, öffnete die Tür und blickte zur Mutter. Wie es ihr gehe. Den Umständen entsprechend, sagte Gloria und verließ das Zimmer, um ihrerseits zur Freundin der Mutter zu fahren. Sie müsse aufpassen, die Freundin rede bereits in der Vergangenheitsform von der Mutter, hätte ihr Esther am liebsten hinterhergerufen.

Die erste Nacht hatten Gloria und Esther zusammen im Krankenhaus verbracht. Esther schlief, bis sie ein leichtes Klopfen auf der Schulter spürte. Gloria stand vor ihr, jetzt sei sie dran. Sie ging zu ihrem Stuhl zurück, setzte sich und breitete die Wolldecke über sich aus. Augenblicklich rutschte ihr Kopf zur Seite. Esther nahm sich vor, die Mutter nicht aus den Augen zu lassen, doch schon bald wurden die Augenlider schwer, das Bett wurde unscharf, ehe es hinter einem dunklen Vorhang verschwand. Sie riss die Augen auf. Das feine Auf und Ab des Brustkorbs war noch da. Die restlichen eineinhalb Stunden blieb sie halbwegs wach. Dann trat sie zu Gloria. Jetzt sei sie dran, sagte Esther und setzte sich wieder auf ihren Stuhl. Sie wickelte sich in die Wolldecke und schlief sofort ein.

Am Morgen, bevor Esther zum Krankenhaus gefahren war, hatte sie auf dem Bett in ihrem Zimmer gesessen und

in einem Buch von Joseph Beuys gelesen. Es hatte an der Tür geklopft. Eine Mitbewohnerin streckte den Kopf ins Zimmer. Da sei ein Anruf für sie. Esther klappte das Buch zu, stand auf und trat in den düsteren Eingangsbereich der Wohnung. Der Hörer lag auf dem Tischchen, die Muschel nach unten. Hallo? Am anderen Ende der Leitung hörte sie Glorias Stimme. Der … der Mutter gehe es sehr schlecht. Sie müsse sofort kommen. Im Telefonbuch schlug Esther die Nummer der Kunsthochschule nach, an der sie studierte. Sie rief an und erklärte, dass sie ein paar Tage nicht kommen könne. Hastig stopfte sie Kleider in ihren dunkelbraunen Lederkoffer, fuhr zum Bahnhof und nahm den Zug.

Esthers Herz, das vom Kaffee heftig pochte, musste im ganzen Zimmer zu hören sein.

Gloria hielt den Becher noch immer in der einen Hand, mit der anderen drehte sie nervös an einer Haarlocke.

Ihre Blicke trafen sich. Durch das gedämpfte Licht hindurch sahen sie sich an, bis Gloria den Kopf zur Seite wendete und die Hand in die Hosentasche steckte.

Esther stand auf, ging an Gloria vorbei zum Abfalleimer, der bis oben mit zerknüllten Papiertüchern gefüllt war, und warf den Becher hinein. Sie setzte sich wieder, ließ ihren Blick durchs Zimmer schweifen.

Das Licht im Zimmer war dunkelblau, in den Ecken und unter dem Waschbecken fast schwarz.

Esther hatte noch den Vorkurs an der Kunsthochschule besucht, als die Krankheit der Mutter begann. Eines Morgens stand der Lehrer neben ihr. Da sei ein Anruf für sie, sagte er. Sie legte den Pinsel auf den Tisch. Beim Hinausgehen spürte sie den Blick einer Mitschülerin im Rücken. Sie drehte sich um, die Mitschülerin schaute rasch weg. Im Lehrerzimmer hielt Esther den Hörer ans Ohr. Der Bruder ihrer Mutter sei am Apparat, sagte eine Stimme. Ah, der Bruder der Mutter, sagte Esther, sie habe von ihm gehört, er sei doch Maler, sie würde ihn gerne kennenlernen. Ja, sagte er, er müsse ihr aber etwas anderes sagen. Ihre Mutter sei im Krankenhaus, er wisse nichts Genaueres. Esther notierte sich die Telefonnummer, die er nannte, und bedankte sich. Er wünsche ihr alles Gute, sagte er und legte auf.

Aus dem Hörer, den sie noch immer ans Ohr hielt, drang regelmäßiges Tuten. Langsam wanderte ihr Blick zur Vitrine mit den ausgestopften Tieren, die in der Ecke des Zimmers stand. Der Hase setzte zu einem Sprung an. Esther legte den Hörer auf und schaute zum Fuchs. Er schlief. Sie nahm den Hörer und wählte die Nummer des Krankenhauses. Nach langem Läuten meldete sich eine weibliche Stimme. Im selben Moment bemerkte Esther die dunkelroten Ziegel auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses. Sie erkundigte sich nach der Mutter. Sie werde gleich verbunden. Man wisse noch nichts Genaueres, sagte nach einer gefühlten Ewigkeit eine männliche Stimme.

Esther kehrte zu ihrem Tisch zurück und betrachtete den Apfel. Sie nahm den Pinsel, mischte ein kräftiges Rot und setzte einen Fleck. Sie drückte Farbe auf die Palette, mischte ein dunkleres Rot und übermalte die noch feuchte Stelle. Sie schaute zwischen dem Apfel und dem Bild hin und her. Aus jeder Tube drückte sie Farbe. Sie mischte Rot mit Grün, Rot mit Blau, Gelb und Blau und übermalte den pastosen Fleck immer wieder. Wie von Sinnen malte sie über den Fleck hinaus. Am Ende war das Papier mit einem abstrakten Geflecht aus Rottönen bedeckt. Der Lehrer trat zu ihr. Das sei ein interessantes Bild, sagte er. Sie hasse es, sagte Esther und zerriss es. Eine Mitschülerin drehte sich nach ihr um. Weitere Mitschüler blickten zu ihr herüber.

Esther strich sich mit der flachen Hand übers Gesicht, als wische sie damit die Röte weg, die ihr damals ins Gesicht gestiegen war.

Sie blickte zu Gloria, die wegsah und dann wieder zu ihr hin.

Es wird bestimmt nicht mehr lange dauern, sagte Gloria und strich sich ebenfalls übers Gesicht.

Esther rückte den Stuhl näher ans Bett.

Der Kopf der Mutter lag inmitten des kaum eingedrückten Kissens. Esther fragte sich, ob nicht nur der Körper, sondern auch der Kopf kleiner wurde.

Ein lautloser Schrei schien aus dem offenen Mund der Mutter zu dringen.

Patricia Büttiker, geboren 1968, wuchs in Frauenfeld auf, studierte an der Höheren Schule für Gestaltung Zürich (heutige ZHdK), Fachbereich Lehrerinnen und Lehrer für Bildnerische Gestaltung. Sie veröffentlichte in Zeitschriften und Anthologien, erhielt zahlreiche Preise und Stipendien. 2013 wurde ihr von der Literaturkommission des Kantons Zürich ein halbes Werkjahr zugesprochen. 2019 war sie Writer in Residence der Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte in Meran.
Patricia Büttiker lebt in Zürich.